...ller Art
...WERS
...dlung 22
...angestraße 22
...Lager
...straße 8.
...Co.
...nnen
...ge
...ungen
...Kapp
...chen
...lagen
...Linoleums
...Fensterböden
...für gutes
...ausgeführt

Der Tausender.

Skizze von Käthe Donny.

Mit zwanzig Jahren war er Kassenbote des Bankhauses geworden. Seine Augen hatte er überall, nichts entging ihm. Er sah, daß der Chef großzügig aber vergeßlich, daß der eine Prokurist ein Pedant, der andere leichtsinnig war. Und dann erblickte er das Geld. Goldene Rollen, silberne Rollen, dünne Papierscheine, die Hunderte und Tausende wert waren, Wechsel, die Leben oder Untergang bedeuteten. Er sah das viele Geld vom eisernen Schrank in Papierumschläge wandern in die Mappen und Beutel der Kassenboten, in die Brieftaschen der Kunden. Er verfolgte in Gedanken seinen Lauf, wie es sich in Fabriken und Schiffe, in Bergwerke und Getreidefelder in Juwelen und kostbare Stoffe verwandelte. Nachts träumte er sich als Besitzer aller dieser Reichtümer. Morgens stand er — im tadellos gebürsteten blauen Dienstanzug, die silbernen Initialen der Bank am Rockaufschlag blank geputzt — als erster an der Geschäftstür. Zuverlässig, anstellig und rasch.

Jeder im Hause kannte ihn und er wiederum jeden. Er besorgte allerlei kleine Geschäfte für sie. Manche spekulierten obgleich es verboten war. Er vermittelte das. Er übernahm das Wechseln fremder Geldsorten, bestellte Briefe, gab Telegramme auf. Und bei alledem fielen kleine Gewinne für ihn ab. Er sparte. Aus Lust am Gelde. Er mußte es fühlen, hart und kalt oder weich knitternd in dünnen Papieren. Wenn er mit seiner prall gefüllten Dienstmappe durch das Bankenviertel ging, überfielen ihn zuweilen unerhörte Gedanken: Trug er nicht eine magische Gewalt in dieser unscheinbaren Mappe? Gleichsam den Schlüssel zur Welt? Und war es nicht töricht, ihn nur für andere zu tragen, während er selbst ... Oh, jetzt das alles nehmen und auf und davon — in einem fremden Lande unter einem fremden Namen alle Herrlichkeiten der Welt genießen ... Oder nur ein paar Scheine nehmen? Man konnte ja bestohlen worden sein, so viele Kassenboten wurden überfallen und beraubt. Warum nicht er? Dann die Scheine in das Glücksrad der Börse werfen, gewinnen lassen, wieder und wieder gewinnen lassen, bis sie sich verdoppeln, verzehnfachen, verhundertfachen.

Dann, in die Bank zurückgekehrt, stand er still, bescheiden und aufmerksam am Kassenschalter. Der Chef klopfte ihm auf die Schulter: „Ja, Deventer, wenn man sich auf alle so verlassen könnte wie auf Sie."

Mit 25 Jahren heiratete er ein sanftes, stilles Mädchen. Und mit 26 hatte er einen Sohn. Jetzt galten seine Gedanken nicht mehr dem Gelde, sondern dem Jungen. Deventer schuftete. Nach Bankenschluß half er in einem kleinen Kommissionsgeschäft Bücher führen; während seines Urlaubs übernahm er Vertretungen. Keine Ueberstunde war ihm zu viel für den kleinen Walter. Der schöne, kluge Sohn lernte spielend und bestand seine Reifeprüfung mit Auszeichnung. Dann trat er in die große Bank ein, die dem kleinen Bankhaus gegenüber lag.

Deventer ging jetzt langsamer. Es mochte das Herz sein, das ein schnelles Tempo nicht mehr vertrug. 25 Jahre laufen und immer laufen, Treppen hinauf, Treppen hinunter, und stehen und warten und aufpassen, daß jede Summe stimmt, das viele Geld der anderen, — ja, — es mochte das Herz sein. Schön, stolz und behende sprang der Sohn die breiten Marmortreppen zu der großen Bank empor. Er liebte fröhliche Arbeit, der Sohn, und fröhliche Abende. Er ging viel aus. Oft hörte der Vater ihn spät in der Nacht heimkommen. Er konnte nicht schlafen, ein leiser Schmerz in der Herzgrube hielt ihn wach, als risse jemand unaufhörlich an einem unsichtbaren Faden, der aus seinem Herzen wuchs. Und eines Nachts war es, als risse dieser Faden. Er sprang aus dem Bett. Walter war gerade gekommen. Er stand groß und bleich vor dem Vater. Plötzlich warf er sich auf sein Bett und wühlte sich tief in die Kissen. Deventer hielt sich zitternd am Bettrand fest: „Was — was — —?"

„Ein Schuft bin ich, — ein Dieb, — ein Verbrecher."

Der Vater fühlte sein Herz sinken, tiefer, immer tiefer. Jetzt lag es auf dem Boden, und nun trat jemand darauf, zertrat es. Ganz leer war es nun in seiner Brust, und eine Stimme — war es seine Stimme? Nein, eine fremde — fragte: „Wieviel?"

„Nur tausend, Vater. Wenn Du ..."

„Nur tausend", wiederholte die fremde Stimme. —

Am nächsten Vormittag ging Deventer wie immer mit einer Mappe von Bank zu Bank, von Geschäft zu Geschäft. Als er mittags zu seiner Bank zurückkam, hielt ihn der Pförtner an: „Deventer, was haben Sie?" Der Rock war aufgerissen, die Mütze fehlte. Deventer stierte ihn aus verwirrten Augen an. „Ein Ueberfall", keuchte er.

Ein Ueberfall. Der Chef selbst kam und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Armer Kerl."

Tausend Mark fehlten. Nur tausend. Die Bank konnte es tragen, sie hatte schon ganz andere Verluste verschmerzt. Aber Deventer lag eine Woche lang krank, er, der in den 25 Jahren nie gefehlt hatte. Alle dachten, es wäre die Folge des Ueberfalls, daß er jetzt immer mit gesenktem Kopfe ging; aber Deventer suchte etwas. Ununterbrochen suchte er zu ergründen, warum sein Sohn das getan hatte. Und endlich kam er zu dem Schluß: „Ich bin schuld daran, ich allein. Habe ich nicht in meiner Jugend in Gedanken immer mit Geld gespielt? Der Junge hat das Spiel in die Wirklichkeit umgesetzt. Es ist das Erbteil von mir. Ich bin schuld."

Der Sohn war zerknirscht und scheu, seit er den Tausender vom Vater bekommen hatte, der Vater noch scheuer. Der Krieg erlöste sie aus der unerträglichen Spannung. Walter ging gleich zu Beginn hinaus und kam nicht wieder. Darüber starb die zarte Mutter, und Deventer blieb allein. Jetzt hatte er nur noch einen Gedanken: Geld. Er sparte an allem, er hungerte. Als er tausend Mark fast zusammen hatte, kam die Inflation, und er mußte von neuem beginnen. Monat um Monat, Jahr um Jahr. Längst sollte er abgebaut werden, Jüngere drängten vor. Man bot ihm ein kleines Ruhegehalt, aber er wehrte sich, wurde sogar aufsässig. Wollte man ihm noch das Letzte nehmen, seine Arbeit? Und er blieb, er stieg immer langsamer die Treppen empor, atmete immer schwerer. Seine Füße waren breit und ausgetreten, die Knie steif, aber er lief und lief.

An einem heißen Sommertage, als er mittags in seine Bank kam, hielt ihn der Pförtner an. „Deventer, — was haben Sie." Sein Gesicht war dunkelrot, die Augen glühten im Fieber. Er taumelte und sank auf einen Stuhl. Ein Kollege nahm ihm die Mappe ab und zählte die Beträge durch. „Es sind tausend Mark zu viel", sagte er und rechnete noch einmal.

„Tausend zu viel", wiederholte Deventer und sank aufatmend hintenüber.

Man fragte ringsum bei Banken und Geschäften. Nirgends fehlte ein Tausender. Der Chef kam selbst. „Geben wir die Tausend in unseren Wohlfahrtsfonds, recht so, Deventer? —"

Aber Deventer konnte nicht mehr antworten. Er lächelte nur.

Der Schrecken der Versicherungsgesellschaften.

Im verhältnismäßig noch jugendlichen Alter von 64 Jahren mußte sich kürzlich ein Seemann in den Ruhestand zurückziehen, obgleich er noch durchaus rüstig war und noch lange Jahre seine Schiffe hätte führen können. Es handelt sich um den ehemaligen Kapitän N. L. Johnson, und der Grund seiner unfreiwilligen „Außerdienststellung" ist der, daß keine Versicherungsgesellschaft die von Johnson geführten Fahrzeuge versichern wollte. Von ihm ging nämlich das Gerücht, daß jedes Schiff, auf dem der wackere Seebär gefahren war, mit Sicherheit dem Untergang geweiht sei. Es lassen sich mindestens sieben Fälle nachweisen, bei denen dies zutrifft. Eigenartigerweise ereilte das Unheil die Schiffe immer erst, wenn Johnson sie verlassen hatte. Selbstverständlich handelte es sich um bloße Zufälle, aber wer den Aberglauben der Seeleute kennt, wird ohne weiteres verstehen, daß kein Matrose mehr auf einem Fahrzeuge anheuern wollte, auf dessen Deck Johnson einmal den Fuß gesetzt hatte. Die Versicherungsgesellschaften verfuhren dementsprechend, und das Ende vom Liede war die vorzeitige Pensionierung des Unglückskapitäns.

Uebertrumpft.

Der Geschichtsschreiber Gibbon und der Arzt Tissot waren einander nicht zugetan und wurden oft ausfallend gegeneinander, weil jeder von ihnen die Gunst der Lady Forster allein besitzen wollte. „Herr Historiker", sagte eines Tages Tissot, „wenn Lady Forster durch Eure Albernheiten krank geworden ist, werde ich sie heilen." — „Und wenn sie an Euren Rezepten gestorben ist, werde ich sie unsterblich machen", übertrumpfte der Gelehrte den Arzt.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 92 **16. November 1929** **4. Jahrgang**

Schwarze Rosen

ROMAN VON FRED NELIUS

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERL. OSKAR MEISTER WERDAU SA.

15. Fortsetzung.)

„Du verstehst doch, daß ich dir in deiner Not zur Seite stehe? Daß ich dich in deinem Tal der Tränen stützen möchte. Nein — nicht möchte. Muß. Sage, weißt du das?"

Unendlich skeptisch blickte Sonja Madernburg an ihr vorbei. Erika Labuhn saß dicht an ihrer Seite auf dem Bett. Leicht und zärtlich strich sie Sonja über Stirn und Haare. Sie fühlte, wie der andern diese kosende Berührung wohltat ... wie sie einen Strom von Wohlsein und Erschlaffung in ihr löste. Sonjas Kopf war schwer von Seelenangst und Trauer und der Last des Grübelns. Ohne Willen ließ sie die Liebkosung dieser süßen Harfenstimme auf sich wirken. Jetzt erstand vor ihrer Seele Märchenland — Blumen dufteten — Blätter rauschten leise — Brunnen plätscherten — weiße kiesbedeckte Gartenwege leuchteten. Da ist Genta, die den sonnengoldenen Park durchtollt. Da ist Sonja selbst in weißem Kleide — Leute grüßen sie — wie um alles in der Welt kommt Xaver Madernburg hierher —? Wie nur Erika Labuhn, die ihr die Haare streichelt?

War es nicht, als ob die Harfenstimme schwächer — immer schwächer wurde? Schwächer und viel ferner. Jetzt flog Sonja Madernburg durch goldene Sterne. Jetzt stand Xaver Madernburg an ihrer Seite — brachte Blumen — hielt die Arme voll von losen roten Rosen.

„Du wirst mit mir kommen," sagte Erika Labuhn — legte ihre kühle Hand auf Sonjas Stirn. „Morgen hole ich dich ab."

„Mit dir kommen — mit dir kommen —" wiederholte Sonja fast unhörbar. Seufzend glitt der Kopf zur Seite. Ließ sie ihre Hände schlaff herunterfallen.

Erika stand leise auf. Sie drehte am Kontakt.

Jäh erlosch das Licht.

Traum und Stille — Duft von Blumen und von Aether schwebten durch den Raum.

* * *

Es kam so:

Der Labuhnsche Wagen hielt am nächsten Tage gegen Mittag vor dem Latscher Schloß.

Erika Labuhn stieg aus.

Ehe sie die Stufen zum Portal erreichte, stand der Diener vor ihr.

„Frau Baronin sind verreist."

„Seit wann?"

„Seit heute früh."

„Wohin?"

„Niemand weiß davon. Niemand von uns allen." — —

15.

Vor der Porta Pia hörte die Beleuchtung auf. Es wurde einsam.

Sonja Madernburg empfand das Gleiten ihres Autos wie ein Wiegen, das zum Schlafen reizte.

Silhouetten blieben beiderseits des Weges zurück: Palmen und Zypressen. Zwischen Mauern oder Hecken eine Oliveta — eine Vigna oder Felder Artischoken. Wieder dann auf steilem Tuffels über Steineichen und Dickichten von Laurustinus dessen Blüten silberweiß wie Schnee erglänzten, eine hohe schlanke Pinie. Ueber allem schwebend — über allem glänzend Silberdunst des Mondes.

Sonja blinzelte. Sie fühlte sich zum Sterben matt. Sie schloß die Augen. Eine Art Betäubung fiel sie an.

Der Schlaf war kurz. Beim Erwachen sah sie Lorbeerhecken, um die Rosen rankten. An den Rändern Aronswurzeln, deren weiße Blüten wie Gespensterhände aus dem Boden griffen. Es duftete nach Menthe und Lavendel. Die Luft war schwül vom Brunsthauch der Zyklamen.

O Madonna ...!

Hätte man nicht in die Mondnachtwunder der Campagna träumen mögen ... in elysische Gefilde ... allem Leid und Irdischen entrückt sein mögen? Aber da stieg immer wieder etwas aus der Seele auf ... ballte sich ... legte sich als schwerer Alp auf alle Sinne.

Das Erinnern ... dieses furchtbare Erinnern!

Alles war so traumhaft wie im Märchen. Diese letzten Wochen ... diese Reise ... das Erlebnis in der Münchner Kirche.

Das — — — —

* * *

Dämmerung und Kühle, die von Weihrauch und dem Duften welker Blumen schwanger waren, lagen damals auf der Kirche. Schwerer Goldschmuck funkelte im Licht der roten Lampe, die wie ein erstarrter Herzbluttropfen Jesu glimmen mochte.

Oh wie selig still die Kirche war! Die sonderbar belebte Stille großer Gotteshäuser. Draußen fieberte der Puls der großen Stadt. Hier schien er erloschen. Das Altarbild war von dem Tagesschimmer und dem Licht der ewigen Lampe doppelt und doch matt erhellt. Jesus auf dem Oelberg in dem letzten Kampfe seiner armen Seele. Wunderbar

Mr. Dritte
Jedes Tier
— Man
Parteisma

der Ausdruck der gequälten Züge. Unter diesem Bilde hing die Gottesmutter und ihr Sohn zwischen mildem Enzianblau und Alpenrosen.

Jemand sprach. Von der Kanzel wehte eine Stimme, weich und tönend. Eine Hand war plötzlich über Sonja Madernburg, die sie niederzwang . . . ein Auge Gottes, das in ihre Seele blickte. Sie begann zu zittern.

Dieser Priester in Soutane und der Schärpe . . . mit den bleichen, edlen Zügen und den dunklen Augen, die in brünstigem Feuer brannten . . .

Er schien Christus, der das Haupt erhob . . . ihre Seele mit dem Rausch von heißem starken Wein erfüllte.

Sie allein.

Nur sie allein.

„Komme! Und du wirst gehoben werden . . . so hoch emporgetragen, wie nur auserwählte Menschenseelen schweben. Du bist der schwerversuchteste der Menschen. Schuld und Sünde . . . brennend giftige Sünde wüten durch dein Blut. Töte sie. Durch mich. Komme. Und du wirst gebenedeiet werden." — — —

* * *

Nun war sie da. Am Ziel. Im Hafen ihres sturmgepeitschten Lebens.

„Wie lange noch?" Sie fragte.

Der Chauffeur am Steuer hob die Hand. Zeigte in die Mondnachtferne, wo auf langgestreckten Felsenhügeln eine Prozession von Häusern zu der hohen Kirche aufwärts strebte.

„Eh Signora . . . nur noch eine Viertelstunde etwa. Drüben liegt Genazzano.

* * *

Hoch am Berge stand das Kloster frommer Kapuzinernonnen.

Neben ihm die Kirche Santa Maria del buen consiglio. Die heilige Maria guten Rates. Welch ein Wort und welch ein Trost.

Durch die Schatten mächtiger Ulmen ging es hin.

Ein altes Wappenschild hing am Portal. Lorbeerbusch und Rosen hingen ihre Zweige von den Mauern abwärts. Aus den Fugen mächtiger Travertiner-Quader sproßten farbige Levkojen, Löwenmaul und Fingerhut . . . überzogen sie mit einer roten Decke. Eidechsen glitten funkelnd auf dem Mauerrand entlang. Oben dunkelten Zypressen.

Vor dem Tore, über dessen Bogen noch das alte Wappenschild herabhing, hielt das Auto.

Sonja sah sich um. Ihr war, als ob sie endlich erst erwache.

Der Chauffeur trat an den Schlag. Sonja glitt zur Erde. Stand.

Ein kurzer Ruck an der mit Rost bedeckten Kette am Portal. Ein Glockenton, der drinnen gellte. Nach etwa einer Viertelstunde, während der sich Sonja Madernburg auf grasbewachsenen Stufen ruhte, drehte sich der Schlüssel in dem Schloß. Wie die Pforte knarrte!

Eine alte Nonne . . . hager, blaß, asketisch und apatisch. Ohne sich nach dem Begehren zu erkundigen, ließ sie Sonja ein. Sie schob den wuchtigen Eisenriegel vor. Sie führte.

Durch einen matt erhellten Gang und ein Gewölbe, das nach Moder roch, gelangten sie in einen Garten.

Welche Pracht und welche Schönheit! An der einen Seite hohe, steile Felsen, an der anderen Seite eine Brüstung . . . hinter ihr der Abgrund. Der Garten eine zauberhafte Wildnis buchsbaumeingegrenzter Blumen-, Lorbeer- und Zypressengänge. Ein alter edler Sarkophag als Brunnen. Antiken überall. Kapitelle, die als Sitze dienten. Der Torso einer Venus zwischen Lorbeerhecken. Der Götterleib von Rosen überrankt.

Man hieß die Fremde warten. —

O, es mußte schön sein, hier zu weilen. Unter rosenüberranktem Lorbeer und Zypressen wüste Träume auszuträumen . . . sich in dieses große Schweigen einzuspinnen.

Der klassisch-edle Nacht- und Abendgruß der Römer machte Sonja Madernburg den Kopf erheben. „Felicissima notte."

Eine hohe stolze Frau in Nonnentracht stand vor ihr.

„Che volete?"

Sonja Madernburg durchlief ein Schauer. Sie beugte eins der Knie, um die ausgestreckte Hand der Frau vor ihr zu küssen.

„Domina . . . eine müde, abgehetzte Seele ist es, die im Klosterfrieden Ruhe finden möchte. Nehmen Sie sie auf. Ueben Sie den Brauch der heiligen Jungfrau del buen Consiglio, Irrende zu weisen und Verfolgten Schutz zu geben."

Der Blick der Dominia durchdrang die Kniende bis in die tiefste Seele. Ein Strom von Güte und Verstehen floß von ihr hinüber.

„Venite . . .!"

Die Domina nahm Sonjas Hand. — — —

6.

Dresden-Bischofswerda. In zwei Stunden etwa schaffte es der Racer.

Waltherspiel kam mit dem Auto heim.

Schwarze Dunkelheit verhüllte alle Dinge. Es regnete. Schwere Schatten lagen auf der Seele Waltherspiels.

Endlich blinkten Lichter auf. Die Fassade in dem Schloß Bischofswerda glänzte.

Polensky öffnete den Wagenschlag.

Waltherspiel stieg aus.

„Neues?" fragte er.

Zwei Herren wollten den Herrn Doktor dringend sprechen. Durchlaucht Prinz Dietrichstein . . . Herr Oberamtmann Ringenhals. Die Herren wollten wiederkommen."

„Es ist gut, Polensky." Waltherspiel war bleich. — — —

Er betrat sein Haus. Schattenhaftes Lächeln lag auf seinen Lippen.

Wie lange war er fort gewesen? Stunden . . .? Tage? Eine Zeitenspanne ohne Ausmaß.

* * *

Waltherspiel erhob sich von dem runden weiß gedeckten Tisch.

„Den Mokka drüben," sagte er dem Diener.

Er ging ins Studio hinüber. Alle Lampen waren eingeschaltet. Er ließ sich in dem ersten besten Sessel nieder. Er sah sich um.

Wenn man sich nicht einer Täuschung hingab, war vielleicht dies alles nichts als unverholener und von keiner Illusion getragener Abschied.

War das Spiel schon aus?

In wenigen Wochen oder Monden war dies Haus vielleicht erfüllt von neuen Menschen und von neuen Dingen. Erfüllt von einer völlig neuen Atmosphäre. Man sprach von Reinhold und von Justus Waltherspiel als Leuten, deren Schicksal eine tiefe rätselhafte Tragik füllte. Der eine von den beiden war durch Mörderhand gefallen, der andere — — im Duell erschossen worden. Sie hatten einmal hier gewohnt. Gehörten gleichsam zur Geschichte dieses Schlosses. Genau so wie die Altenthann. Sie waren jetzo ausgestrichen . . . wegradiert. Der Lauf der Dinge rollte über sie hinweg. Ihr Gedächtnis war mit Erde überdeckt . . . voll Verwesungsduft wie das Gedenken an Verstorbene.

Innerhalb der nächsten Stunde kamen Dietrichstein und Ringenhals. Der dicke Ringenhals . . .! Mein Gott! Man würde heut' nicht Fiswein zusammen trinken.

Nein — man würde nicht.

Man mußte sich mit aller Nüchternheit die Dinge vor die Augen stellen. Es blieb nicht Zeit zu langem Prüfen und Erwägen. Das, was sich vollziehen mußte, war wie eine Transaktion von schicksalsschwerer Folge, die man in den beiden nächsten Tagen mit sich selber abzumachen hatte.

Lucchesini schoß zuerst.

Seine Fertigkeit im Schießen war berühmt. Man erzählte allerlei Geschichten davon in der Gegend. Es gab abenteuerliche Wetten, die darauf geschlossen waren . . . die die Runde machten.

(Fortsetzung folgt

Galanterie.

Christian Schad, der Berliner mondäne Maler, hatte eben das Porträt einer reichen Wienerin fertiggestellt.

Die Dame war entzückt.

„Ja, es ist wirklich ein schönes Bild", bestätigte der Maler, „nun sehen Sie man zu, daß Sie ihm ein bißchen ähnlich werden."

Die Rangordnung.

E. Th. A. Hoffmann lebte eine Zeitlang in Bamberg als Komponist und Operndirektor. Er wohnte in einem bescheidenen Hause und schlug sich recht und schlecht durchs Leben. Plötzlich zog noch ein Arzt in das Haus, frisch von der Universität; als erstes befestigte er ein Schild an der Tür: „Nachtglocke zum Arzt!"

Darüber ward Hoffmann zornig und befestigte auch ein Schild an der Tür: „Nachtglocke zum Komponisten!"

Der Strick.

Skizze von Wolfgang Federau.

In Kowno, diesem ungeheuer großen Dorf, das sich Stadt nennt, gibt es unter den Kleinbürgern zwei Leute von erklecklichem Wohlstand. Der eine ist Balamba Barras — was auf deutsch Hammeldieb heißt. Aber dieser Name paßt gar nicht recht zu seinem Träger, der ein biederer Seilermeister estnischer Abstammung ist und noch nie wissentlich einem Menschen Böses angetan oder jemanden betrogen hat. Der andere heißt Jan Danilowas Zubor und ist ein Gauner.

Balamba Barras verdankt seinen Wohlstand dem Jan Danilowas — aber trotzdem besteht kein Grund, an der Anständigkeit des Seilers zu zweifeln.

Jan Danilowas war eigentlich seines Zeichens Wasserträger. Das ist ein ehrlicher, aber nicht sehr einträglicher Beruf, weil nämlich die meisten Einwohner sich ihr Wasser selbst holen. Und wenn Jan Danilowas also bloß arm geblieben wäre, so brauchte man nicht viel darüber zu berichten. Er hätte dann das Schicksal von vielen tausend anderen geteilt. Aber es kam so mit ihm, im Laufe der Zeit, daß er eines Abends, nachdem er bereits zwei Tage lang gehungert hatte, mit dem Bewußtsein auf der Straße herum lungerte, er werde auch heute keinen Bissen zu essen bekommen und am nächsten Morgen ebenfalls nicht. Ja, er blickte ohne Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren in die allernächste Zukunft. Jan Danilowas besaß als Wasserträger seinen Stolz. Er hätte sich keinen Augenblick besonnen, zu stehlen — sofern er über die körperliche Gewandtheit für eine solche Tätigkeit verfügt hätte —, aber betteln: nein!

Nun kann der normale Mensch alles andere besser ertragen als ausgerechnet Hunger. Ein leerer Magen ist ein mächtiger Diktator und durchaus geeignet, das Seelenleben des Menschen restlos umzukrempeln. Jedenfalls empfand Jan Danilowas plötzlich den dringenden Wunsch, die ganze Wasserträgerei an den Nagel zu hängen und sich daneben.

Zuerst hatte er daran gedacht, in den Fluß zu springen und zu ertrinken. Aber diesen Plan schob er bald weit von sich. Denn er hatte trotz seines Berufes sein Leben lang so peinlich darauf geachtet, seinen Körper nicht in unmittelbare Berührung mit dem feuchten Element zu bringen, daß er die Überwindung nicht aufbrachte, im letzten Augenblick seines Daseins mit diesem Grundsatz zu brechen.

Mit dem Aufhängen wiederum hatte es auch seine Schwierigkeiten. Dazu brauchte man einen Strick, natürlich — und woher sollte man den nehmen? „Ach", überlegte Jan Danilowas, „ich werde ihn mir erbetteln. Das erste und das letzte Mal tue ich so etwas. Vielleicht wird man deswegen schlecht über mich reden. Aber ich denke, es kann mich nicht mehr aufregen, wenn ich erst einmal tot bin."

Jan Danilowas ging zu Balamba Barras, dem Seiler. „Gib mir — um der ewigen Barmherzigkeit willen — ein Endchen Strick, hanfenen, festen Strick, Meister", bettelte er. „So lang nur, wie mein Arm ist, das genügt."

„Wozu?" fragte der Seiler, mehr neugierig als böse.

„Meine Ziege ist mir entlaufen", log Jan Danilowas, „ich will versuchen, sie wieder einzufangen. Und ich habe kein Geld, um mir einen Strick zu kaufen."

„Da, nimm", erwiderte der Seiler und warf ihm ein Strick von gut zwei Meter Länge hin — denn er war gutmütig und barmherzig. „Ich wünsche Dir viel Glück."

„Der Himmel wird's vergelten", brummelte Jan Danilowas und schob mit seiner Beute ab.

„Ich werd's noch heute tun — sogleich", beschloß er im Davongehen. „Aber draußen im Walde. Hier in der Stadt fühlen sich die Behörden immer gleich belästigt durch einen Selbstmörder."

Er ging also hinaus, dem Walde zu, so schnell oder so langsam, wie es seine müden Beine und sein leerer Magen zuließen. Auf dem Wege traf er einen Bauern. Der wunderte sich sehr, denn Jan Danilowas trug das Ende Strick in beiden Händen so vorsichtig, als wäre es eine große Kostbarkeit.

„Warum trägst Du den Strick so sorgfältig?" wollte der Bauer wissen.

Jean Danilowas grinste breit — er hatte einen plötzlichen Einfall. „Oh", meinte er, „das ist ein guter Strick, ein kostbarer Strick. Ein Teil von jenem Strick, mit dem man Bela Batjoc, den Raubmörder, hingerichtet hat, vor drei Wochen. Wer ihn trägt, der wird nie krank, der braucht keine Steuern zu zahlen und kann tun, was er will, ohne daß er jemals erwischt wird. Mein Schwager, der Henker, hat ihn mir geschenkt, diesen Teil vom Strick. Weil er mich so gern hat — deshalb hat er ihn mir geschenkt."

„Verkaufe mir ein Stückchen von dem Strick", sagte der Bauer. Und seine Augen blitzten. „Nur so lang, wie mein Daumen ist, nicht länger. Ich gebe Dir fünf Lit dafür."

„Nicht unter zehn", erwiderte Jan Danilowas und machte Miene, weiter zu gehen. Aber der Bauer langte schon in seinen Brustbeutel und holte ein paar fettige Banknoten hervor. „Da sind zehn", brummte er, „nun gib."

Jan Danilowas maß an dem Strick genau die Länge eines Daumens ab. Es blieb noch genug übrig — man sah gar nicht, daß der Strick kürzer geworden war.

Dann kehrte er in die Stadt zurück. Zehn Lit hatte er seit Jahren nicht besessen. Er ging in eine Kneipe und bestellte Suppe und Fleisch und Kartoffeln. Zwei Lit legte er auf die schmutzige Tischplatte, damit der Wirt sehe, daß sein Gast Geld besitze, und ihn gut bediene. Und den Strick legte er daneben, bewachte ihn streng mit den Augen.

Als er sich satt gegessen hatte, ließ er sich noch ein Viertel Schnaps geben. Die anderen Gäste, die sahen, wie eifersüchtig er den Strick bewachte, fragten ihn, was es damit für eine Bewandtnis habe. Er wiederholte die Geschichte, die er vorher dem Bauern erzählt hatte. Mit gutem Erfolg. Denn als die Kneipe geschlossen wurde und er sich ein Quartier suchen ging, besaß er dreihundert Lit und ein kleines Stückchen Strick von wenigen Zentimetern Länge, das er behalten hatte, um den Schein zu wahren. Der Rest war verkauft, zu einem festen Preise. Zehn Lit für eines Daumens Länge.

Am nächsten Morgen suchte er Balamba Barras auf — denn er war ein dankbarer Mensch. „Ich habe die Ziege gefunden", erzählte er dem Seiler, „aber den Strick, den Du mir gabst, verloren. Ich will ihn Dir bezahlen — denn ich habe inzwischen ein par Lit verdient. Was kostet er?"

„Nichts", sagte der Seiler, der sich über den ehrlichen Bettler freute. „Ich habe ihn Dir ja geschenkt."

„So danke ich Dir", sagte Jan Danilowas mit einer Verbeugung. „Und ich bitte Dich zugleich, mir jetzt etwas zu verkaufen. Fünfzig Meter Hanfseil von derselben Sorte."

„Gern", sagte der Seiler und packte ihm den Strick in Papier, strich das Geld ein und schmunzelte vergnügt. „Der Himmel ist gerecht und gütig", dachte er. „Und jede gute Tat findet einmal ihren Lohn." . . .

Seitdem zieht Jan Danilowas durch das Land — dreißig oder vierzig Meter Strick im Rucksack, ein oder zwei Meter sorgsam in der Hand tragend. Litauen ist kein sehr großes Reich. Aber es gibt genug Leute, die gesund bleiben wollen, ungern Steuern zahlen und unter Umständen Wert darauf legen, nicht von den Behörden erwischt zu werden — wenn sie nämlich irgend etwas getan haben, was besser ungeschehen geblieben wäre.

Seinen Bedarf an hänfenem Seilwerk bezieht Jan Danilowas nur von Balamba Barras. Da mag auch so etwas mitspielen wie Aberglaube. Und der Seiler freut sich seines guten Kunden, dem er schon mehr als achthundert Kilo Hanfseil verkauft hat. Denn Jan bezahlt immer prompt und gut.

Nie freilich fragt der Seiler ihn, wozu er diese Unmenge hänfener Seile brauche. „Es ist nicht nötig, das zu wissen", denkt er. Und darin hat er recht.

Ob durch die Tätigkeit von Jan Danilowas der Gesundheitszustand in Litauen sich gebessert hat, ob den öffentlichen Kassen seitdem weniger Steuern zufließen, das weiß ich nicht. Aber daß die Kriminalität in letzter Zeit erheblich gestiegen ist, kann man in jeder Zeitung nachlesen. Woraus zu schließen, daß — wie man zu sagen pflegt — doch „irgend etwas dran sein muß" an den Wunderkräften, die man dem Strick des armen Bela Batjoc zumißt.

Das taube Baby.

Entsprechend der französischen Hofetikette mußte der bekannte Minister Malherbes an den in der Wiege liegenden Thronfolger eine Ansprache richten. Die kleine königliche Hoheit aber brüllte dabei fürchterlich. Mit größtem Ernst und ohne sich durch das Geschrei stören zu lassen, beendete Malherbes seine Rede. Er schloß mit den Worten: „Mögen Eure königliche Hoheit im späteren Leben zu Ihrem und Frankreichs Glück gegenüber der Sprache der Schmeichelei immer so gleichgültig und taub sein, als Sie es für meine Worte soeben gewesen sind!"